1 25c 2.6

Canada.

Meine Reise an den Nipissing (Ontario)

und die

Schweizercolonie.

4/3372

Von

Otto Hahn, Rechtsanwalt.

LIBRARY OF CONGRESS
1884
COPY OF WASHINGTON.

Reutlingen.
Druck der Buchdruckerei von Carl Rupp.
1878.

F1557
.L12

Das Ministerium für Ackerbau von Canada hatte mich im Mai d. J. zu einem Besuche des Landes eingeladen, um mich zu überzeugen, ob Canada nicht ein Feld für deutsche Einwanderung sei, um ferner bei dieser Gelegenheit die Einrichtungen der canadischen Regierung für die Ankunft und die Reise der Einwanderer in Augenschein zu nehmen.

Ich hatte seit 20 Jahren die socialen Fragen studirt, und hatte auch in meinem Theile Alles versucht, zu deren Lösung beizutragen. Bei diesen Studien aber, und insbesondere als die Socialdemokratie ihre Forderungen erhob, mußte ich erkennen, daß alle Vorschläge die Frage nicht zu lösen im Stande seien. Alle Vorschläge konnten, darüber war ich mir völlig klar, den Zustand des kranken Mannes nur mildern, aber nicht heilen.

Ich kann auf eine nähere Erörterung hier nicht eingehen: ich behalte dieß besonderer Ausführung vor. Das Ergebniß meiner Studien war:

„Die gegenwärtige wirthschaftliche Lage in einem großen Theile Europas und insbesondere in Deutschland hat ihren tiefsten Grund in der Ueberzahl von Menschen im Verhältniß zum Land (zu den vorhandenen Nahrungsmitteln), es kann die Industrie das Uebel nicht heben, sondern nur verschärfen. Dasselbe läßt sich nur heben durch Verminderung der Menschenzahl — diese aber kann nur bewirkt werden durch Wanderung oder Tod.

Das Gesetz der Wanderung also ist, wenn es der Tod nicht sein soll, das einzige Heilmittel. Diese allein hebt den Verstoß gegen das oberste Naturgesetz, welches unsere Zeit mißachtet hat, wieder auf. Ohne sie freilich tritt ein anderes Naturgesetz, das der Verkümmerung, in Wirkung (das sogenannte Malthus'sche Gesetz)."

Nachdem ich dieß erkannt, übernahm ich das Opfer, von meinem Weibe und 7 Kindern und meinem Geschäfte mich auf einige Monate zu trennen und der Einladung der canadischen Regierung zu folgen und so an der Lösung der größten Frage thätig mitzuhelfen.

Ist nämlich die Wanderung auch das soziale Rettungsmittel, so bleibt doch, soll es ein Rettungsmittel sein, übrig, den richtigen Ort für dieselbe zu finden: ja, ohne diese, ist die Wanderung nur ein beschleunigter Untergang.

Was ich von Canada wußte, sprach dafür; allein ich konnte es nicht über mich nehmen, ein Land zur Einwanderung zu empfehlen, das ich nicht selbst gesehen hatte.

Ich entschloß mich also zur Reise. Die Abreise von Liverpool sollte Mitte Juli (nach einem Besuche der Weltausstellung in Paris), die Rückkehr im September erfolgen. Die Zeit war, nachdem Alles vorbereitet war, hinreichend zugemessen.

Auf der Ausstellung zu Paris sah ich die canadische Ausstellung, geführt von Herrn Keefer, dem Chef der canadischen Ausstellungs-Commission. Sie bot das Bild eines reichen Landes, das nun auch in der Industrie in die Reihe der ersten Mitbewerber einzutreten im Begriff ist.

Von Paris reiste ich nach London (in 9½ Stunden). Dort besuchte ich den Generalagenten für Canada, (Canada Buildings 31. Queen Victoriastreet), sowie den Commissar der Provinz Ontario.

Am 10. fuhr ich nach Liverpool mit der North-Western-Bahn (über Stratford).

Die Damperflinie, auf der ich Passage nahm, ist die Allanlinie, Firma Allan Brothers u. Cie. Sie hat 46 Dampfschiffe auf allen Meeren gehen. Mein Steamer ist der Sarmatian von 4000 Tonnen. Am 11. Nachmittags 4 Uhr bestieg ich an dem Landungsplatze (Landing-Stage) den Tender, welcher Passagiere und Gepäck auf den Oceandampfer überführte. Er liegt mitten in Mersey segelfertig. Eine halbe Stunde später schwammen wir den Strom hinab; ein Lootse führte uns. Wir landen noch einmal in Moville (in der Bucht

von Londonderry, Irland), wo die Post an Bord genommen wird; auch noch einige Passagiere kommen dazu. Abends 6 Uhr wird der Anker gelichtet und wir steuern dem Ocean zu — bis dahin fuhren wir auf dem irischen Meer. Am andern Morgen sind wir im atlantischen Ocean. Die See ist ruhig, die Luft ziemlich frisch, sie kühlt sich mit jedem Tage mehr ab. Wir fahren nicht nach Norden, sondern gerade nach Westen.

In den 5 Tagen, welche wir bis zum Anblick der amerikanischen Küste brauchen, hatte ich Zeit das Schiff zu besehen. Es ist ein Schraubendampfer neuester Construktion, von Eisen und hat 3 Masten. Das Schiff segelt 14 Knoten (Meilen) die Stunde. Wir sind 65 Kajütenpassagiere, meist Engländer. Die zweite Kajüte ist ebenfalls besetzt, im Zwischendeck befinden sich ungefähr 130 Personen. Es hat Raum für 600.

„Haben Sie auch die Seekrankheit gehabt"? war immer die erste Frage, wenn hier von der Reise die Rede war. Ich habe die Seekrankheit gehabt, aber in zwei Tagen war sie vorbei und so war es auch bei den übrigen Reisenden. Dieses wohl lästige aber durchaus ungefährliche, ja gesunde Uebel spielt leider in den Erwägungen, welche die ganze künftige Existenz eines Menschen betreffen, eine viel zu große Rolle. Die Gefahr einer Seereise ist für den an Vorsehung wahrhaft Glaubenden nicht vorhanden, für den, welcher blos nach Wahrscheinlichkeit rechnet, eine sehr geringe. Die Gefahr und Unbequemlichkeit der Reise aber steht jedenfalls in keinem Verhältniß zu dem Erfolg, wenn es sich um künftiges Sein oder Nichtsein handelt. Wer wollte also zögern, eine Woche seines Lebens auf dem Meer zuzubringen, auf welchem Jahr aus Jahr ein Millionen von Menschen leben, wenn er eben nur so einen neuen Boden unter seine Füße bekommen kann? Ich versichere, daß das Leben auf einem Allansteamer, auch im Zwischendeck, nicht schlechter ist, als das in einem Gasthof III. Rangs, wo man die Zimmer ebenfalls mit Andern theilen muß.

Acht Tage, 8 Stunden, 2 Minuten brauchte der Sar-

matian von Liverpool bis Quebek. Davon gehen 1 Tag an der irischen Küste, 2 Tage im Lorenzo, wo das Wasser so ruhig war, daß ein Stück Holz, welches auf demselben schwimmt, in der Luft zu schweben scheint. Ich sah dort den schönsten Sonnenuntergang, den ich je in meinem Leben gesehen habe.

In Quebek wurde ich von dem Regierungsbeamten des Emigrantenbureaus, Mr. Stafford, freundlichst empfangen — er zeigt mir Stadt, Festung und Umgebung. Quebek ist der erste Landungshafen, hat über 60,000 Einwohner — dort herrscht französische Sprache vor.

Die Landwirthschaft um Quebek hat nicht die Bedeutung, wie im Süden. Das Klima soll sehr gesund sein: im Sommer nicht zu heiß, im Winter nicht zu kalt, sagte Mr. Stafford.

Nachdem ich die Sehenswürdigkeiten der Stadt (Kathedrale, Altarbild von van Dyk, General Wolfs Denkmal, Universität) gesehen, ferner die dortige Silurformation untersucht hatte, reiste ich mit dem großen Lorenzo-Steamer nach Montreal. Der Steamer geht Abends 4 Uhr und ist am andern Morgen 7 Uhr in Montreal. Es ist ein riesiger Flußdampfer von größter Bequemlichkeit und Eleganz. Man hat eine Cabine und legt sich zu Bett. Ich stand frühe auf. Der Morgen war prachtvoll. Die vielen Thürme von Montreal werden bald sichtbar.

Montreal ist die größte Stadt Canada's — sie ist der eigentliche Seehafen, denn bis dahin gehen die Seeschiffe, sogar die großen Oceansteamer. Bei Montreal führt die größte Brücke der Welt über den Lorenzo nach der Insel.

Montreal hat 160,000 Einwohner. Die Stadt ist zugleich der Haupthandelsplatz. Obgleich zu der Provinz Quebek gehörig, verliert sich dort das französische — Montreal ist englisch. Es ist viel milder als Quebek. Dort soll das beste Obst Amerikas wachsen.

In Montreal wurde ich von Mr. Daley empfangen. Ich bezog das Windsor-Hotel. Es ist das größte, schönste und billigste Hotel, das ich bis dahin in meinem Leben gesehen hatte.

Nun konnte ich mit der Beobachtung der Einwanderung beginnen.

In Quebek halten sich die Einwanderer nicht auf. Sie nehmen sofort nach Ankunft ihre Karte und ziehen dem Ort ihrer künftigen Bestimmung zu. Montreal ist schon ein Anziehungspunkt.

An dem Bahnhof der Grand Trunk-Bahn steht das Expreß-Hotel und daneben das Einwanderungsbureau. Mr. Daley, sein Chef, ist der rührigste Beamte. Vom frühen Morgen bis in die Nacht, ja die Nacht durch, wenn ein Auswanderungszug angemeldet ist, ist er auf den Beinen, aber nicht nur auf den Beinen, sondern er hat auch Rath für Alles. Ueberall hilfreich, eilt er von Einem zum Andern. Er ist nur von einem Gehilfen und einem Buchhalter unterstützt. Beide weiß er tüchtig in Athem zu halten.

Jeder bedürftige Einwanderer hat die Fahrt durch das ganze Land frei, das ersetzt die Regierung den Eisenbahngesellschaften. In Quebek, Halifax, Montreal, Toronto, überhaupt an allen wichtigeren Eingangsplätzen hat die Regierung ihre Einwanderungshäuser, wo die Ankommenden 2mal 24 Stunden sich aufhalten können: sie erhalten dort volle unentgeltliche Verpflegung.

In Montreal kamen während meines Dortseins 2 größere Gruppen von Einwanderern an. Die erste war eine Kinderschaar von England: Waisen und aufgelesene Kinder. Sie waren zuvor in einer Kinderanstalt dort und reisten unter Leitung eines Geistlichen mit einem Gehülfen und einer Gehilfin nach Hamilton, Canada, wo die Regierung von Ontario ein großes Kinderasyl hat. Die Kinder verdingen sich mit 14 Jahren auf die Farmen. Aber die Beispiele sind häufig, daß wohlhabende kinderlose Familien sich dort Kindersegen holen, indem sie eines derselben völlig an Kindesstatt annehmen. Mir wurde gesagt, daß über 200 Kinder der Anstalt so versorgt worden seien.

Die Kinder unterscheiden sich von den Kindern unserer Anstalten: da ist nicht das übermäßig-freundliche, gedankenlose

Lächeln; alle benehmen sich mit einem gewissen Selbstbewußtsein, das auf eine freiere Art der Erziehung schließen läßt. Es waren nicht die kurzen, dicken, fetten Gestalten der Waisenkinder (von der übermäßigen Mehl- und Kartoffelnahrung in unsern Anstalten: es waren stramme kräftige Kinder mit hellen Augen und es sprach etwas aus ihnen, das den Gedanken, sie stammen aus einem Armenhause, nicht aufkommen ließ.

Die Kinder hielten sich etwa 2 Stunden auf. Sie erhielten ein kräftiges Nachtessen: Fleischsuppe, Fleisch, Kartoffel, Thee, Butterbrod und etwas Süßes; dann wurden sie in den Bahnhof geführt. Man gab ihnen einen Wagen I. Klasse. Weil aber die Sitze des Wagens doch schon etwas hartgesessen waren, ordnete Mr. Daley an, daß ein neuerer Wagen I. Klasse angeschoben werde. Es geschah. Und das waren arme Kinder.

Ich mußte den Staat bewundern, der seine Pflicht für das künftige Geschlecht in solcher Weise erfüllt.

Die Kinder sangen einige Lieder — um 10 Uhr fuhr der Wagen ab. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, das jüngste, welches seine Arme nach mir ausstreckte, eine halbe Stunde im Wagen auf und ab zu tragen. So ungefähr mußte mein kleiner Willy jetzt aussehen.

Um 10 Uhr fuhren sie ab. Ich war noch bis 11½ Uhr mit Mr. Daley beisammen: „Morgen früh 6 Uhr kommt ein Zug Menoniten, welche nach Manitobâ gehen" sagte mir Mr. Daley beim Abschied. „Kommen Sie, wenn es Ihnen nicht zu früh ist, ich werde um halb 6 Uhr da sein." Mr. Daley wohnt 3 Meilen von hier. Ich versprach da zu sein.

Am andern Morgen war der Speisesaal des Expreß-Hotels mit etwa 150 kräftigen Gestalten von jungen Männern und Weibern und Kindern gefüllt, auf jede Familie kamen sicher nicht weniger als 5. Alle sprachen deutsch. Sie waren nach russischer Art gekleidet. Ich sprach mit ihnen. Sie sagten mir, daß die russische Regierung die Zusage ihrer Vorgänger nicht gehalten und sie zu Soldaten habe pressen wollen. So zogen sie vor, ihr neues Vaterland zu verlassen. 3000 sind

in der Provinz Manitobà schon seit 3 Jahren angesiedelt. Ihre Farmen haben alle einen ausgezeichneten Stand, wie dies Lord Dufferin, der bisherige General-Gouverneur, in seinem Berichte feststellte. — Auch diese wurden reichlich bewirthet; nach einigen Stunden, welche nebenbei der Wäsche zu gut kamen, reisten sie weiter nach Toronto und von da über Chicago nach ihrer Colonie am Red River in Manitobà. Sie haben Väter und Brüder dort.

Später in Toronto sah ich noch einen Transport Isländer. In Island reift keine Gerste mehr, auch hat die Vulkan-Asche alles gute Erdreich so sehr bedeckt, daß der Ackerbau zur Unmöglichkeit wird. Dieß treibt die Leute massenhaft fort. Sie sind an der Ostküste des Winipegsees auf besonderen Reserven angesiedelt. In Manitobà erhält jede Familie 160 Acker Land unentgeltlich, 160 weitere um geringen Preis. (1 Dollar per Acre.)

In Montreal lernte ich den Consul des deutschen Reichs, Herrn Munderloh, einen Mann von ächtem biederem Sinne, kennen, dem keine Mühe zu viel ist, wenn es sich um seine Landsleute handelt. Und in der That war seine Güte nur zu häufig auf die Probe gestellt. Die Leute haben die Vorstellung, als bestehe das Amt des Consuls darin, Alles für sie zu besorgen. Darum gehen sie mit jedem Anliegen, welcher Art es sei, zu ihm. Ein Mann, welcher dieses Amt ohne alle erhebliche Einkünfte besorgt, kann es nur als eine willkommene Gelegenheit zu Ausübung der Nächstenliebe versehen; er hat mehr zu thun, als mancher Gesandte an einem Hofe. So gelang es mir denn auch bald, ein Bild des Handels und der Gewerbethätigkeit von Montreal, ja einen Einblick in die Verhältnisse des ganzen Landes zu bekommen.

Nun nach Ottowa, dem Sitz der Regierung!

Es waren leider die Personen, denen ich Besuch zu machen hatte und zwar die wichtigsten, der Minister für Ackerbau und der Chef der Einwanderungskanzlei, Mr. Lowe, abwesend. Ich besuchte den Minister des Innern und die stellvertretenden Beamten.

Ich habe hier noch der prachtvollen neuen Parlaments- und Regierungsgebäude zu erwähnen.

Ich besichtigte die Gesteins-Schichten um Montreal und dann bei Ottowa die Kalkschichten der Laurentianformation mit den bekannten Eozoon canadense, von dem ich eine große Kiste voll mitnahm: später die Phosphatmines- (Apatitgruben) in Templeton. Bekanntlich findet sich der Apatit, dessen Hauptbestandtheil phosphorsaurer Kalk (80—90 %) ist, in großer Menge in Canada. Er wird als bestes Düngmittel nach Europa verschifft.

Von Ottowa ging ich nach Toronto.

Nach Toronto fährt man mit der Ottowa-Prescot- und der Grand-Trunk-Bahn in 11 Stunden. In Prescot ist Zugwechsel. Von früh Morgens fährt man an dem üppigen Ufer des Ontariosees. Um 11 Uhr kommt man an. Queens Hotel ist das erste und beste, es liegt in der Nähe der Unionsstation (Bahnhof).

In Toronto gab ich meine Empfehlungsbriefe ab. Im Regierungsgebäude empfingen mich die Beamten mit demselben Entgegenkommen wie in Ottowa. Mr. Spence ist Einwanderungsbureau-Chef. Die Provinz Ontario verfügt selbstständig über ihr freies Land, während das Land in der Provinz Manitobâ die Dominion (Staatsregierung) vergibt. Ich besuche in Einem Tage (3 Stunden über Hamilton) die Niagarafälle und stehe dort an der Brücke, deren einer Pfeiler auf dem Boden der Vereinigten Staaten ruht. Drüben ist der Staat New-York. Ich bemerke dieß für solche, welche — und es sind deren Viele — so wenig über die Lage Canadas berichtet sind.

Ich besuchte ferner Berlin, wo ein Freund wohnt. Wie erstaunt man, wenn man auf dem Wege die Namen der Städte liest: Berlin, Breslau, Potsdam, Hamburg, Magdeburg und so gehts fort. In der Provinz Ontario allein leben über 158,000 Deutsche, meist aus den Vereinigten Staaten hereingewanderte. Die Provinz Ontario ist die Kornkammer von Canada. Dort finden Einwanderer stets Arbeit auf dem Lande.

Jetzt in den Urwald.

Ich will Land für eine künftige württembergische oder deutsche Ansiedlung suchen.

Und ich sollte es finden.

Mit der Nordwest-Eisenbahn über Barry (Wagenwechsel) nach Gravenhurst. Dort übernachtete ich, um am andern Tag Mr. Cockburn, Parlamentsmitglied und Eigenthümer der Dampfschiffe des Muskokasees, einen Besuch zu machen.

Er empfing mich freundlichst. Um 2 Uhr fährt das Boot ab, das um 9 Uhr nach Rosseau kommt. Ich hätte die Reise von Toronto nach Gravenhurst in Einem Tage, von Morgens 7 Uhr bis 9 Uhr Abends machen können.

Jetzt bin ich am Nordpunkt der Bahn- und Dampfschiffverbindung angekommen. In Rosseau ist ein großes Hotel für Sommerfrischler, es wird von einem „Amerikaner" gehalten.

Das Hotel steht erst zwei Jahre, hat einen neuen Flügel von Brettern, es sind noch nicht einmal Fenster eingesetzt. Winters ist es geschlossen. Unten am See ist ein zweites Hotel, welches ich mehr empfehlen möchte; auf einer Landzunge steht das Emigrantenhaus.

Am andern Morgen brach ich nach Magnetowan auf.

Das Fuhrwerk (ein offener Wagen mit zwei prachtvollen Pferden) ist mit mir übergesetzt.

Der Weg ist etwa 10 Stunden lang, gut fahrbar. Jede halbe Stunde steht ein neues Blockhaus. Alle diese Häuser sind erst einige Jahre alt. Vor 5 Jahren ging ein Engländer mit einem Säckchen Kartoffel auf dem Rücken gegen Norden und ließ sich dann in Magnetowan (in der Karte steht Manganetowan) nieder. Jetzt ist Magnetowan ein Dorf mit Hotel, Postoffice, Säg- und Mahlmühlen, einigen Läden.

Alle Bedürfnisse kann man hier einkaufen.

Magnetowan ist der Ausgangspunkt für die von Frau von Körber gegründete Schweizer-Colonie. Etwa 10 Schweizerfamilien haben sich im Ort selbst niedergelassen. Die andern haben sich näher an den Nipissingsee gezogen. Dieses Land liegt unter dem 46. Breitegrad, also etwa wie Südtyrol.

Der Sommer ist wärmer als bei uns, nicht so heiß, wie in den Vereinigten Staaten — der Winter ebenso, wie in diesen frisch und dauert nicht länger als bis Anfangs April, die höchste Kälte ist gewöhnlich im Januar und der ersten Hälfte des Februar.

Das Land ist Laurentian-Gneis mit aufgeschwemmtem Sand, überlagert von einer Humusschichte.

Der Wald ist theils Nadelwald (Tannen, Fichten, canadischer Lebensbaum), theils Laubwald (Buchen, Eichen, Ahorn, Eschen); hier ist der Boden am besten.

Das Land ist ein Hügelland, erhebt sich nicht höher als höchstens 500′ über den Nipissingsee. Von da bis Simcoe, 30 Stunden lang, es ist ein Hügelland mit sanft ansteigenden und abfallenden Wellen Die Ernten sind reich, sie haben nur unter der Hitze heuer etwas gelitten. Die Ernte des zweiten Jahres soll besser sein. als die des ersten.

Am andern Tag kamen wir bis Commando-Creek, am dritten an den Nipissing.

Der Boden wird gegen den See immer besser, der Wald dichter.

Alle Blockhäuser stehen nicht länger als seit letzten Oktober und doch sind um die meisten schon 10 Morgen geklärtes Ackerfeld mit prächtigen Kartoffeln, Waizen und Haber, Mais und Gartengewächsen. Wo wir einkehren, kann man uns ein gutes Mittagessen vorsetzen.

Das Vieh ist wohl genährt, läuft theils frei im Wald, theils in Fenzen. Die Kartoffel sind auf den erst im Juni fertig gewordenen Aeckern (nach 6 Wochen) reif. Man verspricht sich eine schöne Ernte davon, von Hirse ebenso. Obst ist erst in den Anfängen.

Mitten im Walde begegnet uns ein Karren, hinter diesem ein Bauer. Er bleibt vor mir stehen mit den Worten: „Das ist gewiß auch ein Schwabe.“ Ja, und woher seid Ihr? entgegnete ich. „Eine Viertelstunde von Oppelsbohm bin ich zu Hause.“ Das war ein Spaß. Ich erkundigte mich bei allen Ansiedlern genau nach ihren Verhältnissen.

Ihr übereinstimmendes Zeugniß ist, daß Jeder mit 1000 Mark im Walde sich niederlassen kann. Der Gang der Sache ist folgender:

Es wird der September dazu benützt, das Land auszulesen. Die Provinzialregierung von Ontario nämlich gibt jedem Ansiedler über 18 Jahren, männlich oder weiblich, verheirathet oder ledig, 100 Acres (= 1⅓ Morgen) Land unentgeltlich; ein Ehepaar erhält also 200, jedes Kind über 18 Jahren wieder 100. Wer nun 5 Jahre durch je ein halbes Jahr darauf wohnt, ein Haus von 16—20′ Fuß erbaut und mindestens 10 Acres klar gemacht und bebaut hat, erhält das Land als Eigenthum; bis dahin ist er im Besitz geschützt, so daß, wenn er sein Haus gebaut oder nur 2 Acres Land geklärt hat, Niemand es ihm nehmen kann.

Ist das Land (Lot) ausgelesen, so begibt sich der Mann mit den nöthigen Nahrungsmitteln für den Winter auf dasselbe, fällt das Holz zum Blockhaus und beschlägt es. Ist es so weit gerichtet, so bittet er die Nachbarn, welche ihm helfen, es aufzurichten. Diese Arbeit fordert gewöhnlich 10—14 Tage. Nun klärt er 2 Morgen um das Haus und so erwartet er den Winter.

Dieser wird benützt, um wieder Holz zu fällen, welches dann im Sommer angezündet wird. Bis Juni muß die Arbeit fertig und das Land mit Kartoffeln, Sommerwaizen ꝛc. bestockt sein. Der Garten ist auch angelegt und wenn es gut geht, ein Kleefeld für die inzwischen gekaufte Kuh. Einige Schweine werden bis Winter fett.

So ist der Ansiedler für den nächsten Winter eingerichtet. Diesen benutzt er zum Holzfällen und so wiederholt sich's. Man rechnet, daß ein fleißiger Mann jeden Winter neben der übrigen Arbeit 5 Acres Land klärt, so daß er nach 5 Jahren mindestens 25 Morgen in vollem Betrieb hat.

Um diese Zeit faulen auch die Stumpen des zuerst geklärten Landes ab.

Hieraus ersieht man, daß bei dem nöthigen Fleiß im ersten Jahr wenigstens der Bedarf, im zweiten Jahr der

volle Bedarf und im dritten Jahr schon ein Ueberschuß erzielt werden kann. Nun kommt der Ansiedler auch an andere Dinge: er bringt Honig, Käse und Vieh zum Verkauf. Jedenfalls aber bleibt dem Ansiedler der Werth seiner Arbeit (das geklärte Land kostet 80 Mark pr. Acre) in der Tasche.

Nun meinen die Leute: das Leben im Urwald sei doch auch gefährlich. Mit Nichten. Ich habe nicht ein Beispiel gehört, daß ein Raubthier (Bär oder Wolf) einem Menschen etwas zu Leide gethan hätte: höchstens, sagt man, nehme der Bär manchmal ein junges Schaf: im Sommer nährt er sich von Beeren, im Winter schläft er; der Wolf zieht dem Hirsch nach.

Ein Anderer meint: das Leben im Urwald sei einsam. Die Einsamkeit hört nur zu bald auf. Das gute Land bevölkert sich mit rasender Geschwindigkeit. Wo vor 5 Jahren noch kein menschlicher Fuß ging, sind jetzt schon Hunderte von Heimstätten und ich irre gewiß nicht, wenn ich sage, daß in 10 Jahren die Ufer des Nipissing denen des Bodensees nahezu gleichen werden.

Die große Pacificbahn geht dort vorbei (sie wird jetzt eben gebaut) und von Süden nach Norden die Nordwestern-Eisenbahn wird ebenfalls dorthin fortgesetzt. Es fehlt in Zukunft also auch nicht an raschem Absatz für die Produkte. Für jetzt führt die Poststraße von Rosseau bis 3 Meilen vom Nipissing. Rechts und links an dieser Straße liegen Tausende von Morgen des besten Landes. Der Wald ist wildreich, die Seeen haben Ueberfluß der besten Fische.

Um den Nipissing sind 2 Säg- und Mahlmühlen. Was aber am meisten hervorzuheben ist, ist die außerordentliche Gesundheit des Landes. Man hat keine Aerzte, weil sie hier nichts zu schaffen haben.

Dieses Land halte ich für württembergische Einwanderung für sehr gut.

Die Ansiedler sind Schweizer und Engländer. Der Sonntag wird hier in der Wildniß heilig gehalten, das siebente Haus, welches an einem Orte gebaut wird, ist sicher-

lich eine Kirche. (Montreal hat 164 Kirchen, also auf 1000 Einwohner eine Kirche.) Die Leute haben Anstand und allgemeine Bildung. Mit Spannung wird die neueste Zeitung erwartet; in jedem Blockhause eines Engländers findet sich eine Bibliothek.

Von Einsamkeit kann nicht die Rede sein: denn die Ansiedlung schreitet zu schnell fort. In der Uebervölkerung soll das Gesetz des Kampfs ums Dasein berechtigt, ein Naturgesetz sein; hier im Urwald gilt das Gesetz der gegenseitigen Unterstützung. Freilich nimmt der Nachbar dem andern nicht die Arbeit ab, aber er unterstützt ihn, wo er sich nicht selbst helfen kann, z. B. beim Aufbau des Hauses, auch glaube ich, daß Keiner in wirklicher Noth eine Fehlbitte thun wird.

So habe ich durch Anschauung die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Theil von Canada für unsere Schwaben ein Land ist, welches alle Vortheile des Heimathlandes bietet, ohne irgend erhebliche Nachtheile gegenüber der alten Heimath. Ich erkundigte mich weiter nach der Provinz Manitobà, welche die Menoniten und neuerer Zeit der größte Theil der übrigen Einwanderer zum Ziel genommen haben.

Dort ist Prärieland von erstaunlicher Fruchtbarkeit. Die Nachtheile aber sind: weitere Reise (5 Tage), kalter Winter und blos theilweises Vorhandensein von Wald (also Mangel an Baumaterial). Der Geschäftsgeist hat letzterem Uebelstand zwar auch schon abgeholfen, indem fertige Häuser importirt werden, auch ließe sich bei einer größeren Ansiedlung, für welche die Regierung von Canada größere Landstriche zu vergeben hat, Land mit Wald erhalten. Die Frage ist also blos eine Geldfrage.

Am 17. August schiffte ich mich in Quebek wieder ein, diesmal auf dem Moravian. Die Reise dauerte wegen eines Nebels auf dem Lorenzo 2 Tage länger.

Auf der ganzen Reise im Lande war ich nicht einen Tag krank, nachher aber fühlte ich mich wohler als je. Ich hatte einen Kreis lieber Freunde gewonnen, und brachte die Ueberzeugung mit, daß, wenn meine Landsleute sich entschließen könnten,

den Ort zu verlassen, für sie wenigstens die Existenzfrage gelöst ist.

Darwin sagt: mit der Vermehrung der Bevölkerung müsse das Gesetz des Kampfs ums Dasein eintreten. Das ist richtig. Eine ganz andere Frage ist aber, ob denn Uebervölkerung ein Naturgesetz sei.

Ich sage: das Gesetz, das mit der Uebervölkerung eintritt, wird durch die Vernunft und den Willen — ebenfalls also durch ein Naturgesetz — durch das Gesetz der Wanderung aufgehoben. Freilich, wenn der Mensch in Ueberzahl vorhanden, nicht wandert, dann tritt der Nothstand ein, in welchem der Stärkere Recht behält. Wer nun den genannten Trugschluß so gläubigen Herzens hinnimmt, wie es die meisten Leute und sogar die Männer der Wissenschaft thun, der glaubt auch an ein Gesetz des menschlichen Elends und mit diesem Gesetz auch an ein Recht des Stärkeren, den Schwächeren zu unterdrücken.

Allein das ist die größte Täuschung unserer Wissenschaft, die Täuschung, welche schon mehr Menschenleben gekostet hat, als mancher blutige Krieg. Gott hat dem Menschen Vernunft und Willenskraft, er hat ihm zwei gute Beine gegeben: damit hört das Gesetz der Uebervölkerung und darum auch das Gesetz des Kampfs ums Dasein unter den Menschen wenigstens auf. Besteht aber dieses Gesetz nicht, so gibt es auch kein Recht des Stärkeren auf ein besseres Dasein, kein Recht auf Ausbeutung und Vernichtung des Schwächeren: es ist die Noth eigene Schuld.

Zum Schluß wende ich mich an die Frommen. Sicherlich ist es eine ganz falsche Auffassung des Christenthums, an duldenden Gehorsam — daran zu glauben, daß der Mensch eigentlich für das Elend des Körpers geschaffen sei. So nur komme der Geist ins rechte Leben, meinen Manche.

Gerade das Gegentheil. Erst in einem gesunden Körper kann eine wirklich gesunde Seele leben. Die Gesundheit des Körpers hängt aber wesentlich ab von richtiger und genügender Ernährung — richtigem Wechsel von Arbeit und Ruhe. Die

höchste Entwicklung des Geistes verlangt sogar einen Ueberschuß von Nahrungsmitteln.

Daß alle Lebensmittel um so rarer werden und daher um so mehr Arbeit kosten, je dichter die Menschen sind, ist ein Naturgesetz und selbstverständlich.

Um nun den richtigen Zustand herzustellen, ist nothwendig, daß eben, so bald die Bevölkerung zu dicht wird, ein Theil wandere. „Wohne im Lande", heißt es in der Bibel (nicht „bleibe im Lande") „und nähre dich redlich." Nur wo der Kampf ums Dasein nicht zum Gesetz der Selbsterhaltung wird, kann es sich um einen redlichen Erwerb handeln. Hat Gott das Zeugungsvermögen als erstes Gesetz in die Menschen gelegt, so hat er die Wanderung jedenfalls zum zweiten Naturgesetz erhoben. „Seid fruchtbar und mehret Euch und füllet die Erde."

Wenn aber der Mensch diesem Gesetz, sei es aus Trägheit oder aus Irrthum, nicht gehorcht, dann besteht das Elend, ein Elend, welches auch keine christliche Nächstenliebe zu heben vermag. Es wäre doch eine tolle Forderung, daß ein Mensch sich aufopfern soll, damit ein anderer nicht gezwungen ist, einfach vernünftig zu sein und den Ort zu verlassen, der ihn nicht mehr nährt.

Jeder soll unter seinem Weinstock und Feigenbaum wohnen, die Welt soll nicht Ein großes Armenshaus sein, wo sich die Mehrzahl von Einem oder Einigen „versorgen" läßt, wie dies neuerer Zeit ein christlicher Socialist wenigstens thatsächlich als Gesetz aufstellte. Die christliche Nächstenliebe in der Form des Almosens ist blos da Gesetz, wo Jemand sich nicht helfen kann. Wollte man diese Form aber allgemein machen, so wäre die „Liebe" die größte Ungerechtigkeit, wäre ganz überflüssig und führte schließlich nur zur körperlichen Verkümmerung und geistigen Sklaverei der „Versorgten."

Wollt ihr also fromm sein, so seid zuerst vernünftig und heilt auf dem naturgesetzlichen Wege das Elend; es ist der leichteste Weg: Der Weg ist die Wanderung.

Wer seinen Nächsten wahrhaft liebt, der macht ihn selbstständig. Dazu hilft aber nicht das Almosen, es führt wohl

zum Gegentheil. Oben habe ich erzählt, wie man arme Kinder in England **versorgt**. Bei uns werden sie zu Proletariern und schließlich zu Socialdemokraten erzogen.

Auch die Socialdemokratie, dieser Eiter in der Gesellschaft, rührt blos von Ueberfülle her — Blut, das keine Verwendung im Organismus findet, geht in Eiter über. Kann man von einem Menschen verlangen, daß er laut- und regungslos im Strom untersinke? Läßt doch selbst Schiller in Wallensteins Lager den ersten Kürassier sagen:

„Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen."

Wie hat England die irische Revolution beendet? Indem es ihr entgegenkam. Aber freilich **nicht blos** mit socialistischen Strafgesezen. Man kann den Selbstständigkeitstrieb nicht aus dem Menschen reißen, der verständige Staatsmann wird ihn in die rechte Bahn zu lenken und dadurch dem Ganzen nützlich zu machen wissen. Am allerwenigsten aber möchte der Satz richtig sein, welchen man so häufig hört: Es müsse Arme geben — oder gar den weitern: Große Industrie, wohlfeile Arbeitslöhne seien ein Segen für ein Land.

Arm braucht keiner zu sein. Reichthum des ganzen Landes ist mehr Fluch als Segen, wenn er sich nicht möglichst gleich vertheilt, und wohlfeile Arbeitslöhne sind gleichbedeutend mit Sklaverei und Elend.

Doch ich wollte blos meine Reise beschreiben, nicht die soziale Frage erörtern.

Nur Eines will ich wiederholen: Das Gesetz der Wanderung, das schon Millionen über den Ocean geführt hat, besteht fort und dieses allein ist im Stande, die Noth der Gesellschaft allmählig zu heben und nur auf diesem Wege ist es möglich, den innern und äußern Frieden zu sichern und zu erhalten.

Ich lasse hier einen Aufsatz aus dem Daheim, Beilage zu Nr. 51 folgen:

Die Königin von England hat ihren Schwiegersohn, den Marquis von Lorne, zum Gouverneur von Canada ernannt. Es ist dies eine weise Maßregel, indem hierdurch jene Kolonie, die größte die England besitzt, fester mit der Dynastie und dem Mutterlande verknüpft wird. Republikanische Gelüste, genährt durch die Nachbarschaft der Vereinigten Staaten, werden dadurch in den Hintergrund geschoben. Die britischen Besitzungen in Nordamerika umfassen etwa 170,000 deutsche Quadratmeilen, also beinahe soviel wie unser ganzer Erdtheil Europa (182,000 Q.-M.) ausmacht. Während aber Europa gegen 300 Millionen Einwohner zählt, hat Britisch Nordamerika wenig über 4 Millionen. Der Norden, gegen das Eismeer zu, wo Eskimo und Indianerhorden umherstreifen, wird sich wohl schwerlich je zur Kultivirung eignen; aber es bleiben noch ungeheure Strecken des schönsten fruchtbarsten Landes übrig, welches der Besiedlung durch Menschen harrt. Welcher Tummelplatz für die Hunderttausende, ja Millionen, die das alte Europa übrig hat, die hier in unzufriedener socialer Lage sind! Vor allem aber muß hervorgehoben werden, daß dieses Britische Nordamerika eine Verbindung von Wasserstraßen besitzt, wie sie nicht noch einmal in der Welt vorhanden sind. Mann kann mit dem Schiffe das ganze Land kreuz und quer durchfahren, aus einem Stromgebiete in das andere gelangen, wie dieses kürzlich der bisherige Gouverneur, Lord Dufferin, in einer Rede, die er zu Manitoba hielt, hervorhob. Manitoba, das im Norden des amerikanischen Staates Minnesota liegt, wird als der Schlußstein der zahlreichen britischen Provinzen angesehen, die sich vom Atlantischen bis an den Stillen Ocean erstrecken. Hier hatten die Canadier, als sie aus ihren dichten Wäldern hervortraten, den ersten Blick auf die weitausgedehnten Prärien des Nordwestens; hier erkannten sie, daß ihre alten östlichen Landschaften, mit den schönen Weiden und Kornfeldern und Forsten, wenngleich größer als viele europäische Königreiche zusammengenommen, doch nur die Vor-

halle unermeßlich weiter, der Kultur harrender Länder seien. Uns erscheint der Rhein, dem Engländer die Themse als ein großer Strom — was sind aber diese Flüsse im Vergleich zu jenen des Britischen Nordamerika? Da ist z. B. der Ottawa, nur ein Nebenfluß des Lorenzstromes, und doch länger als der Rhein, dessen Lauflänge 150 deutsche Meilen beträgt. Der überall schiffbare St. Lorenzstrom, der Abfluß der großen Seen, ist aber vom Ontario-See an bis an die Mündung in den Atlantischen Ocean 450 deutsche Meilen lang. Ist man im stolzen Dampfer den St. Lorenz hinaufgefahren und durch den Ontario-See hindurch, so bietet sich, einzig unterbrochen durch den Niagarafall, wieder eine ungeheure Wasserverbindung dar: durch den Eriesee und den Michigansee bis zum nordwestlichen Ende des oberen Sees, wo an der Donnerbai Fort William liegt. Es ist dieß eine Strecke von abermals vierhundert deutschen Meilen. Durch eine Reihe von Flüssen und Seen (Kaministiquia, Shebandowan, Regensee, Wälderse), zusammen wieder ein paar hundert Meilen, die durch Prärien und herrliche Wälder führen, gelangen wir an den ungeheuren Winnipegsee, der etwa 450 Q.-M. groß ist — was das bedeuten will, erkennt man daraus, daß unser Bodensee noch nicht 9 Q.-M. Fläche besitzt. Hier nun liegt auch die neue Provinz Manitoba, der „Nabel" des zukünftigen großen Britisch-Nordamerika, hier beginnen die eigentlichen Prärien und Büffellandschaften. So ungeheure Strecken wir auch zu Wasser schon zurückgelegt haben, wir stehen doch erst am Anfange des eigentlichen großen Flußlabyrinthes. In das Nordende des Winnipegsees fällt der über 400 deutsche Meilen lange Saskatschewan; der Ausfluß des Sees ist dann der halb so lange Nelson, der in die Hudsonsbai mündet. Nördlich aber, wenn auch nicht direkt mit dem Saskatschewan verbunden, doch nur durch einen engen Isthmus getrennt, liegt das System des Athabaska, Sklavenflusses und Mackenzie mit dazwischen geschobenen Seen, die an Größe noch den Winnipegsee übertreffen. Freilich liegen ihre Mündungen im eisigen Norden, wo Schifffahrt und ge[illegible]selter Verkehr aufhören, aber

in ihrem südlichen Theile durchfurchen jene Riesenströme noch prachtvolles, kulturfähiges Land, das dereinst erblühen kann. Ja, Raum hat die Erde für alle Menschen. Noth und soziales Elend sind nur da, wo sie zu dicht gehäuft auf einander hocken, wo der Mensch dem Menschen die Erde verleidet. Fort mit den Ueberschüssen in jungfräuliche Länder, die der Kultivirung harren!

Seit meiner Abreise von Canada ist der frühere Gouverneur Lord Dufferin abberufen worden.

Der künftige General-Gouverneur von Canada ist Marquis von Lorne, Schwiegersohn der Königin von England.

Marquis von Lorne hat die Wichtigkeit der Einwanderungsfrage für Canada erkannt und ist deßhalb zu vermuthen, daß er Alles und zwar auch für eine geschlossene, also nationale Einwanderung thun werde.

Jetzt schon ist Vorsorge getroffen, daß Landarbeiter sofort Anstellung finden. Solche, welche von der Landschenkung, sei es von der Regierung in Manitobâ, sei es der Provinz Ontario, (am Nipissing) sofort Gebrauch machen wollen, müssen etwa 800—1000 Mark Vermögen haben, um bis zur ersten Ernte leben, sich die nöthigen Werkzeuge, endlich eine Kuh anschaffen zu können. Das Vieh ist wohlfeil, eine gute Kuh kostet etwa 120 M.

Wenn sich jedesmal 4 Personen vereinigten, so können sie in den Ecken der Land-Lots, (wo diese aneinander stoßen) zusammen wohnen. Sie haben dann ihr gesondertes Eigenthum und wohnen doch in der Nähe bei einander.

Es kann endlich Vorsorge getroffen werden, daß Familien Haus und 2—3 Morgen geklärtes Feld antreffen. Diese haben dann den Vortheil, daß sie die erste und härteste Arbeit nicht zu thun haben.

Anfragen wegen Uebersiedlung wollen an mich gestellt werden; sie müssen aber stets Mittheilung über die Verhältnisse des Anfragenden enthalten und zwar über:

1) Alter,
2) Stand, ledig oder verheirathet,
3) Wie viel Kinder und von welchem Alter?
4) Bisheriges Gewerbe,
5) Welche Arbeit für die Zukunft in Aussicht genommen würde?
6) Vermögen, wie viel jetzt oder in Zukunft?
7) Militärpflicht,
8) Die Zeit der Abreise.

Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß jeder, welcher in der richtigen Weise nach Canada übersiedelt, dort eine gute Heimath findet.

Ich weiß wohl, daß das Wandern eine große Aufgabe ist. Aber wo die Wahl bleibt zwischen Leben und Verderben, ist die Wanderung vorzuziehen.

„Wir haben einen Ueberschuß an Bevölkerung, das weiß ich", sagte mir ein hochgestellter Staatsmann. „Dieser Ueberschuß muß — fuhr er fort — nach einem Naturgesetz, das auch über den Regierungen steht — caput gehen, sei es durch Krieg, oder Cholera, oder Hunger. —"

Ich entgegnete: „Er braucht nicht caput zu gehen — er braucht nur — zu gehen. — Wer zu viel, wer übrig ist, muß gehen, oder er geht unter."

Nun meint man aber in der Regel bei uns: zu gehen brauche nur der, welcher nichts oder nichts mehr hat. Ein solcher kann nicht mehr gehen.

Aber es sind Tausende in Württemberg, welche am Rande dieses Abgrundes, des Nichtshabens, stehen; Leute, mit 1000 bis 2000 Mark, welche sie nach ganz sicherer Berechnung unter den bestehenden Verhältnissen nicht erhalten können. Was soll aus den Kindern einmal werden? Was wollen die Eltern ihnen geben?

Nichts, als das Loos der Armuth ist's, welches unserer ländlichen Bevölkerung in solchen Verhältnissen harrt.

Und was soll endlich vom volkswirthschaftlichen Stand-

punkt betrachtet, wenn es so fortgeht, aus unserer Landwirthschaft selbst werden?

Leider sagt man unserem Volke zu wenig die Wahrheit über diesen Punkt.

Wir haben eine Güterzertrümmerung, welche jede Rente aus dem dazu unsinnig theuren Boden unmöglich macht. Wer will noch bauen auf seinem Acker, wenn der Morgen 1500 ℳ und noch mehr kostet? Wer will concuriren mit dem Bauern in Ungarn, Rußland, Algier, Egypten, Californien, wo der Morgen vielleicht 100 ℳ oder nichts kostet? — Wie mit dem Bauern, der sein Feld um's Haus hat und statt mit Menschen mit Maschinen arbeitet? Wie soll's der Bauer machen, wenn man ihm, sobald bei geringer Ernte die Preiße steigen sollten, Frucht und Kartoffel auf den Eisenbahnen einführt, auf denselben Bahnen, welche er zum größten Theil selbst hat bauen müssen?

Wenn unsere Landwirthschaft 2½% trägt, so kann sie unmöglich neben dem übrigen Capitale, das 5% trägt, bestehen.

Es wäre an der Zeit unsere Leute bei landwirthschaftlichen Festen auch darüber aufzuklären.

Einst glaubte man, den Ueberschuß der landwirthschaftlichen Bevölkerung könne, ja müsse die Industrie aufnehmen. Allein man fühlt eben heute die Folge einer Ueberproduktion noch viel zu sehr, um glauben zu können, daß die Industrie beliebiger Ausdehnung fähig sei.

Soll die Ueberproduktion, welche die Ursache der heutigen Crisis ist, noch vermehrt werden? frage ich.

Kann aber die Industrie diesen Ueberschuß an Menschen nicht aufnehmen, so muß er entweder „caput gehen", oder wandern. Will er wandern, so muß er es thun, so lange er noch die Mittel zum Wandern hat — Mittel, welche ja doch zum Bleiben nicht hinreichen.

Dieß ist auch der einzige Weg, wie sich unsere Landwirthschaft, ohne eine verderbliche Crisis, erhalten und bessern kann.

Unsere Landwirthschaft würde nämlich erst anfangen einträglich zu werden, wenn der Güterpreis niederer und die

Güter größer würden. Hohe Güterpreise sind ihr Ruin, wie die kleinen Stücke.

Ein besserer Zustand wird nicht durch Zusammenlegungsgesetze, (das ist eine Unmöglichkeit), sondern nur durch eine vernünftige Wanderung erreicht. Diese bestund auch bis 1870. Da kamen die hohen Industrielöhne und lockten unsere Bauern in die Fabrik. Jetzt treibt sie die Fabrik auf das Land zurück, schlägt mit den Löhnen ab, die im Verhältniß zum Lohn wenigstens theuere Frucht aber ist geblieben.

Jetzt muß eben wieder der alte Weg eingeschlagen werden, der jährliche Ueberschuß muß auf dem Weg der Wanderung weichen, ehe er zu Grunde geht.

Die Folge einer stetigen Wanderung ist, daß die rasche verderbliche Crisis, welche sonst kommen muß, verhütet wird. Die Güter werden allmählig auf ihren Normalwerth im Preise sinken, es werden die Güter zusammengelegt ohne Zwang, aber auch ohne einen Nothstand, wie er in den 50ger Jahren war. Dann kann die Landwirthschaft wieder einen Theil ihrer Producte an die übrige Bevölkerung abgeben: jetzt ist es so, daß die Landwirthe selbst noch kaufen müssen.

Zu diesem Uebelstand hilft noch unser Erbrecht.

Wie muß ein Familienvater in die Zukunft sehen, welcher für seine kleine Familie kaum das Brod hat? Wie wird es werden, wenn sie groß sind? Was will er ihnen geben? Statt daß er sein Gut wenigstens Einem geben und dadurch Eine Existenz sichern kann, muß er es theilen. Diese Theile sind zu viel zum Sterben, zu wenig zum Leben. Bis aber der Sohn sein Erbtheil nur bekommt, kann er alt werden. Geht er in's Gewerbe, so findet er dort, daß es ebenfalls übersetzt ist und ohne Capital, was will er anfangen?

Nur die Fabrik bleibt übrig. Aber auch nur, wenn sie Leute brauchen kann; gegenwärtig werden die alten Arbeiter entlassen. — Der Zudrang zur Fabrikarbeit aber drückt die Preise der Arbeit, den Lohn, auf das geringste Maß herunter. —

Das ist nun in Verbindung mit andern Einflüssen, welche zum größten Theil in der Zerrüttung der Landwirthschaft be-

stehen — der Boden auf dem die künftigen Socialdemokraten aufwachsen, dieß der naß kalte Grund, in welchem es nur saueres Futter gibt, statt, bei richtiger Entwässerung, das beste Gras.

Den Socialisten wird in einem übervölkerten Staat kein Strafgesetz ausrotten. —

Diese Opfer der Gesellschaft sind verloren. Bei richtiger Wanderung aber staut sich das Wasser unten nicht an; es fließt nicht so viel zu, daß es einen Sumpf geben kann.

Noch einer unglücklichen Classe von Menschen muß ich erwähnen. Das sind die 75,000 Jungfrauen in Württemberg, welche nach der amtlichen Feststellung Niemals zu einer ehelichen Verbindung kommen können; einfach weil 75,000 Männer zu wenig für sie da sind.

Endlich erinnere ich daran, daß die jetzige Geschäfts-Crisis ihre Ursache darin hat, daß zu viele Menschen sich dem Gewerbe- und Kaufmannsstande zuwenden — natürlich, weil sie kein Land haben. Soll dies aufhören, so müssen sie sich den Boden suchen, wo er zu finden ist.

Alle die Schäden also haben dieselbe Ursache — die Uebervölkerung.

Nun möchte ich einen Punct berühren, den ich mir oft entgegen halten lassen muß. Wie? ruft man aus; wir sollen an fremde Nationen Arbeitskräfte liefern, an Nationen, welche uns vorher schon durch ihre Concurenz ruiniren?

Die Bevölkerung, deren Wanderung ich im Auge habe, ist die landwirthschaftliche. Daher macht uns ihre Concurrenz sicher nicht so viel Schaden, als sie den Zurückbleibenden durch ihren Wegzug zugleich Vortheil gewährt. Sollten wir aber auch diese oder jene nützliche Arbeitskraft verlieren, was schadet es, wird der Mensch erhalten, der sonst elend verloren geht? Wie, sagt man, unsere Leute müssen ihre Nationalität aufgeben? Kann man einem Menschen in solcher Lage Gefühle für ein Vaterland zumuthen, in welchem er zu Grunde gehen muß? Der Staat hat nicht zuerst für große Zahl oder den Reichthum Einiger, sondern zunächst für das Leben Aller zu sorgen und

ein Land, eine Regierung muß auch soweit in ihr eigenes Fleisch schneiden können, daß sie Ueberzählige entläßt. Wir wollen ja ein christlicher Staat sein.

Ist aber einmal eine Wanderung nicht zu vermeiden, so ziehe ich, solange das deutsche Reich nicht so viel Kraft hat, eigene Colonien zu gründen, den englischen Boden allen anderen vor.

Die englische Nation läßt Jeden, ob er ihr angehört oder nicht, auf ihrem Boden arbeiten, sie macht keinen Unterschied. Dort ist Freiheit der Arbeit, Freiheit des Gewissens und Sicherheit des Lebens versteht sich von selbst. Nirgends sonst finden sich die geordneten Zustände vor wie dort, selbst nicht in den Vereinigten Staaten und noch weniger in unserem südlichen Europa, auf welches sonst sehr verständige Staatsmänner unsere hungernden Leute vertrösten wollen.

Ja, wenn ich einen Blick in die Zukunft unseres Deutschen Reichs thue: — sein Weg kann kein anderer sein, als mit England.

Keine Nation in Europa ist mit uns näher verwandt in Abstammung, Cultur, als diese, keine kann uns mehr bieten und zwar gerade das, was wir am nöthigsten brauchen — Land.

Ich sage das, weil eine nationale Colonie für das deutsche Reich sehr schwer ist, die Zeit ist verpaßt. Der dreißigjährige Krieg hat uns um die Stellung in der Welt gebracht. Vielleicht, daß sich noch eine Gelegenheit bietet; aber unsere armen Leute können sich nicht auf die Zeit anweisen lassen. Gelingt es unserer deutschen Reichsregierung: nun dann um so besser, in demselben Augenblick wird die deutsche Colonie der Zielpunkt meiner Vorschläge sein.

Auch für unsere Industrie ist eine Wanderung der einzige Rettungsweg. Wir verlieren allerdings Arbeitskräfte. Aber wir bekommen auf diesem Wege allein die natürlichen Importeure ins Ausland, also den Export wieder.

Ich glaube, daß diese Gedanken Manchen zum Nachdenken bringen werden. Möchten sie auch in den Kreisen Eingang finden, welche die Vollstrecker der landesväterlichen Fürsorge zu

sein berufen sind. Sicher kann unsern Landeskindern nicht, und wenn noch so große Autoritäten es als Naturgesetz aussprechen, damit gedient sein, daß sie nach dem erwähnten Naturgesetz „caput zu gehen“ haben. Gerade dadurch, daß diesen in einer verzweifelten Lage zu einer Existenz, wenn auch in der Fremde, geholfen wird, werden sie ihre Liebe zur alten Heimath bewahren und dafür sorgen, daß auch wieder etwas zurückkommt.

Werden sie aber gleichgültig sich selbst überlassen, am Ende noch hinausgestoßen, dann erst verlieren wir sie.

Das jetzige Völkerrecht und die vorgeschrittene Cultur macht politische Colonien fast überflüssig; aber gerade diese Cultur, welche das Menschenleben erhält, macht die Wanderung nothwendig und zuletzt auch leicht.